Zeitschrift: Neues Berner Taschenbuch
Herausgeber: Freunde vaterländischer Geschichte
Band: 21 (1915)

Artikel: Ludwig Seeger und Jeremias Gotthelf
Autor: Ischer, Rudolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-128948

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ludwig Seeger und Jeremias Gotthelf.

Von Dr. Rudolf Ischer.

Als nach der Julirevolution vom Jahre 1830 die aristokratischen Regierungen in den schweizerischen Kantonen gestürzt wurden und in Bern die sogenannte Regeneration begann, die das neu erstandene patrizische Regiment beseitigte, kam eine Menge politischer Flüchtlinge besonders aus den deutschen Staaten nach der Schweiz. Denn in Deutschland siegte sehr bald nach dem Hambacher Fest (27. Mai 1832) und dem Frankfurter Attentat (3. April 1833) die Reaktion über die freiheitliche Bewegung. In der Schweiz dagegen war frisches Leben erwacht. Viele Deutsche wollten nun da eine günstigere Zeit für die Befreiung des eigenen Vaterlandes abwarten, und Bern namentlich wurde ein Sammelpunkt. Die Bedeutung der Brüder Ludwig und Wilhelm Snell lockte auch solche an, die keine eigentlichen Flüchtlinge waren, aber doch das Leben in der Schweiz dem Aufenthalte daheim vorzogen. Zu diesen gehörte der Dichter Ludwig Seeger.

Ludwig Wilhelm Friedrich Seeger, am 30. Oktober 1810 zu Wildbach in Württemberg als Sohn eines Reallehrers geboren, hatte die Lateinschule in Calw, dann das theologische Seminar in Schöntal

besucht, in Tübingen ein paar Jahre im Stift und nach seinem freiwilligen Austritt an der Universität, wo er auch Uhland hörte, seine Studien fortgesetzt und im Sommer 1832 mit dem theologischen Examen abgeschlossen. Nach kurzer Vikariatszeit wurde er Hauslehrer bei Pfarrer Cellarius in Geifertshofen. Im Mai 1836 ging er nach Stuttgart, versuchte sich als Literat und erhielt sich durch Privatunterricht. Gustav Schwab war sein Gönner, der von früher her z. B. durch seinen Verkehr mit Johann Rudolf Wyß Beziehungen zu Bern hatte. Durch Schwabs Vermittlung erhielt Seeger eine Hauslehrerstelle dort.

Was Seeger aus der Heimat forttrieb, gesteht er in seinem Gedichte „Zu den Bergen!“:

Zu den Bergen, zu den Bergen!
Rief's aus voller Seele mir.
Länger ist sie nicht zu bergen
Diese brünstige Begier.

Einmal muß es doch gelingen,
Was ich ohne Wank geglaubt,
Fern muß ich die Ruh' erringen,
Die die Heimat mir geraubt. —

Sehnsucht nach Freiheit in religiöser und politischer Hinsicht zog ihn nach der Schweiz. Die Herrlichkeit der Berge verschmolz in seinem Fühlen mit dem Begriff der Freiheit. Die Hauslehrerstelle, die er im November 1836 antrat, entsprach seinen Wünschen. Er hatte den achtjährigen Sohn des Herrn Ludwig Gottlieb Fischer-von Graffenried in Wabern zu unterrichten, Emanuel Ludwig Friedrich, den spätern Professor der Botanik († 1907). Die neu-

gegründete Hochschule mochte ihn anziehen und die Hoffnung in ihm wecken, eine öffentliche Lehrstelle zu erhalten. Er sah freilich bald, daß der Geist der Freiheit gerade an der Hochschule noch nicht zur Herrschaft gelangt war. Ludwig Snell mußte ja noch im gleichen Jahre 1836 infolge politischer Umtriebe den Kanton verlassen. Seeger hielt sich, obschon er mit den freisinnigen Kreisen verkehrte und den Ansichten Wilhelm Snells huldigte, von der Politik fern. Als im Frühjahr 1838 an der burgerlichen Realschule eine eigentliche Literarabteilung mit je fünf Stunden für Latein und Griechisch an den beiden obersten Klassen eingerichtet wurde, erhielt Seeger diese Stelle. Er besaß für die alten Sprachen eine ausgezeichnete Vorbildung von seiner eigenen Erziehung her und war seinen Fächern mit ganzem Herzen zugetan. Die Alten waren nach seiner Ueberzeugung das Hauptelement der Bildung. So sagt er in dem Vorwort zu seiner Uebersetzung des Aristophanes, die er während seiner Lehrtätigkeit in Bern ausarbeitete und herausgab: „Der Tag, an dem wir diese treuen Führer und Begleiter auf unserem Bildungswege in undankbarem Eigendünkel von uns stießen, wäre der Vorabend einbrechender Verwilderung und Barbarei.“ Daran hielt er unverbrüchlich fest, wie fortschrittlich er sonst gesinnt war. Eine Wirkung seines Aufenthaltes in Bern zeigt sich auch darin, daß er die Spartaner bei Aristophanes Berndeutsch reden läßt. Er wählte nämlich für die verschiedenen Idiome lebende Mundarten. Auch die „Elektra“ des Sophokles übertrug er in Bern. Karl Borberg, seit 1841 sein

Kollege an der Realschule, gab sie in seiner Sammlung „Hellas und Rom" (1842—1847) heraus.

Seeger erhielt für seine Lehrtätigkeit gute Zeugnisse seiner Aufsichtsbehörden. Wertvoller für seinen Einfluß als Lehrer ist uns die Verehrung, die sein Schüler Ferdinand Schmid, der Dichter Dranmor, sein Leben lang für Seeger hegte. Seinem Gedichte „Dämonenwalzer" stellte er Seegers Verse voran:

Frage mich nicht:
Wie wird's noch mit uns beiden?
Laß, bis es bricht,
Dem Herzen seinen Wahn;
O, ich versteh'
Dein schönes, frommes Leiden,
Schaust mich mit Weh,
Mit stillem Vorwurf an.

Und diese „Liebesklage" des „heimgegangenen Dichters" läßt Dranmor wie eine leise Melodie durch das ganze leidenschaftliche Lied mitklingen. Persönlich anregende Wirkung auf den Schüler ist der höchste Lohn aller Lehrtätigkeit. Das war in dem Verhältnis Seegers zu Ferdinand Schmid der Fall. Dranmors ältestes Gedicht ist das schöne, schwermütige „Blatt aus der Knabenzeit" (1841) mit der Anfangsstrophe:

„Ich möchte schlafen gehn,
Dort auf den grünen Matten,
Dort, wo die Tannen stehn,
Möcht' ich in ihrem Schatten,
Befreit von Herzensqual,
Zum letzten Mal
Die blauen Wolken sehn,
Und ewig schlafen gehn."

Der Jüngling hat, wie ich annehme, das Gedicht seinem Lehrer vorgelegt, und Seegers Strophen „An einen jungen Dichter" sind die Antwort darauf. Da heißt es:

Du bist ein Dichter, bist mein lieber Junge,
Und was du singst, ich hab es wohl verstanden;
Du raffst dich auf mit keckem Flügelschwunge
Aus früher Schmerzen unheilvollen Banden.

Was du gesungen, sind's auch Friedhofklänge,
Ich seh' es warm dir aus dem Herzen springen,
Dem Herzen, das, vom weltlichen Gedränge
Verstört, sich muß in reinre Lüfte schwingen.

Da hast du wohlgetan! Der Schmerzen Keime,
Sie müssen Knospen, müssen Blüten tragen,
Und sind sie eingefaßt nur erst in Reime,
Dann hast du dich wohl ihrer auch entschlagen.

Doch bist du nach der Dichterkrone lüstern,
Dann schaffe frische, markige Gestalten,
Dann streife von der Stirne weg, der düstern,
Die unnatürlich greisenhaften Falten.

Und weiter:

Drum frisch, mein Junge, frisch hinein ins Leben,
Und saug' es ein mit offnem Aug' und Sinnen!
Dem achtzehnjährgen Dichter wird's vergeben,
Weiß er zu weinen nur und zart zu minnen.

Doch glaube nicht den Falschen, die dir lügen,
Die Poesie sei Schmerz und nichts als Schmerzen,
Sei eine Frau mit bleichgeweinten Zügen,
Madonna mit dem blutgen Schwert im Herzen.

Und endlich schließt das lange Gedicht:

Dem neuen Geist ein Lied, ein heldenkühnes,
Bei dem vor Lust der Männer Augen scheinen!
So pflückt allein ein Lorbeerblatt, ein grünes
Sich heut ein Dichter in Apollons Hainen.

Das paßt alles sehr gut auf den jugendlich lebensmüden Ton des Dranmorschen Gedichtes, und der Verfasser, 1823 geboren, war gerade achtzehnjährig. Dem gesunden Schwaben blieb das tiefe Gefühl nicht fremd, wie das oben angeführte Gedicht beweist, wohl aber der Weltschmerz. Er hielt es mit Goethe: „Poeten sollten erst gesunden", und nicht mit Justinus Kerner: „Poesie ist tiefes Schmerzen", an dessen Worte er offenbar in seinen Strophen denkt. Wenn Heine großen Einfluß auf seine Lyrik gewann, so war das weder mit seinem Weltschmerz noch mit seiner Frivolität der Fall. Wie zart aber ermahnt Seeger den jungen Dichter, ohne ihn zu verletzen, frischer Kampf, nicht weiches Klagen sei jetzt die Aufgabe des Sängers! Die Strophen lassen auf ein schönes Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler schließen, und Dranmors dankbare Erinnerung gibt die Bestätigung dazu.

Damit sind wir bei dem Dichter Seeger angelangt. Dichter war er schon auf dem Tübinger Stift, wetteifernd mit seinen Freunden Hermann Kurz und Friedrich Richter, und aufgemuntert durch Uhland. Dichter blieb er auch trotz Lehrtätigkeit und Uebersetzerarbeit in Bern, und hier blühte seine Poesie besonders reich und erschien im Jahre 1843 die Sammlung seiner Gedichte „Der Sohn der Zeit", aus der die angeführten Strophen entnommen sind.

Die Schönheit der Alpenwelt zog ihn in die Schweiz, und so verherrlichen viele seiner Lieder die Bergnatur und preisen mit Begeisterung Gebirgswanderungen:

Was treibt vom Tal mich zu den Bergen,
Was winkt mir dort von oben her?
Entfliehn will ich den dumpfen Särgen,
Mich baden in dem Aethermeer,
Im Meer der Freiheit, ausgebreitet
Auf diesen lichten Alpenhöhn.
Hier wird der Busen ausgeweitet,
Hier ist die Welt noch frei und schön.

„Auf dem Siedelhorn im Berner Oberland", „Am Tage der Sonnenfinsternis 1842" wurde ihm die Naturerscheinung zum Sinnbilde für den Kampf und endlichen Sieg der Freiheit. Er empfand die Bergbesteigung selbst als eine Tat, als ein Emporringen zu freiem Glück:

Höher, höher! — darfst nicht rasten. —
Zu den steilen Gemsenweiden,
Wo die scharfen Lüfte schneiden,
Unter dir die Bergeslasten,
Unter dir die Felsenzacken,
Unter dir des Sturmes Wiegen,
Wo, gehüllt in graue Lacken,
Schlafend die Lawinen liegen,
Wo kein Schrei durchheult die Lüfte,
Wo die Vögel selber schweigen,
Weil dem Lied, das durch die Klüfte
Zieht unhörbar, sie sich neigen:
Hier auf diesem himmelhoch getürmten,
Winterlich umstürmten,
Freien Boden
Schöpfe Oden!

Es ist gleichsam ein atemloses Berganstürmen und endliches Aufatmen am Ziele.

„Auf der Münsterterrasse in Bern" betrachtete er die Alpen:

Was braust mir ins Ohr
Der Wellen Chor,
Die den ewigen Gletschern entfließen?
Dort drüben, o schau,
Hoch über der Au
Die silberumpanzerten Riesen.

Wie schön, wie licht
Das Angesicht,
Der Himmelstürmer, der greisen,
In Lächeln getaucht,
Vom Frieden umhaucht,
Umspielt von den Hirtenweisen.

Ha, sprühende Kraft
Der Leidenschaft
Titanische Jugendfrische,
Die Felsen getürmt
Und verwegen gestürmt,
Um zu tafeln am Göttertische.

Von der himmlischen Höh
Eine Handvoll Schnee
Fiel plötzlich aufs Haupt den Titanen.
Und die stürmende Kraft
War gefesselt, erschlafft,
Und sie neigten die roten Fahnen. —

Das Fragment „J. J. Rousseau auf der Petersinsel" ist jedenfalls auch während des Berner Aufenthaltes entstanden. Daß auch der Preis der Alpenwelt bei Seeger immer politische Gedanken enthält oder wenigstens Anspielungen, darf nicht verwundern. Seine ganze Poesie ist im Grunde politische Lyrik gemäß seiner Auffassung von der Aufgabe des Sängers, wie er sie in den Strophen an Dranmor ausgesprochen hat. So enthält denn die Sammlung „Der Sohn der Zeit" vorwiegend, ja fast ausschließlich politische Gedichte, wie es ja

in gewissem Sinne auch die oben angeführten Berglieder sind. Das kündigt schon der Titel an, das sagt auch das gereimte Vorwort zur ersten und zweiten Auflage und das Motto aus Tasso:

Frei will ich sein im Denken und im Dichten,
Im Handeln schränkt genug die Welt uns ein.

Die meisten dieser Gedichte sind von dem glühenden Wunsch erfüllt, daß die Freiheit für Deutschland anbrechen möge. Sie sind viel schlichter als die prächtigen, schwungvollen Verse Herweghs und sind auch nie volkstümlich geworden wie diese. Seeger hat in Bern Béranger übersetzt in drei Bänden (1839—1841), aber die große und wertvolle Arbeit an dieser Uebertragung des französischen Dichters hat wenig auf seine eigenen Lieder abgefärbt. Für seine Stellung bezeichnend sind die flammenden Terzinen, die er im Jahre 1840 „An die Franzosen" richtet. Er wirft ihnen vor, sie hätten die Freiheit, die sie verkündeten, nie gebracht; sie hätten sich mit den Slaven, „Europas Fluch", verbündet; sie hätten nur aus Eitelkeit Napoleons Leiche von St. Helena nach Paris geführt. Es ist ein leidenschaftlich stürmisches Gedicht, ohne allen innern Zusammenhang, Liebe und Haß durcheinander. So schließt er:

Wollt ihr den Krieg, Glückauf zur kühnen Fahrt!
Wollt ihr den Frieden, Heil dem Bruderbande!
Und kämpfen wir nach unsrer Väter Art,
Dann wird ein Gott auch lösen unsre Bande.
Daß ihr sie löst, der Traum war leer und hohl.
Nicht unsre Freiheit wollt ihr — unsre Schande!
Davor bewahr uns Gott, und so lebt wohl! —

Die demokratische Bewegung in der Schweiz verfolgte Seeger mit Aufmerksamkeit und verkehrte viel mit ihren Führern. Sie mußte ihm als Vorbote einer bessern Wendung in seinem Vaterland erscheinen. 1840 kam der Sieg der Freisinnigen in Solothurn und Wallis, und 1846 gelangte in Bern die Demokratie mit Stämpfli, Ochsenbein und Niggeler ans Ruder. Die Freischarenzüge, den Sonderbundskrieg und endlich den neuen Bund konnte Seeger beobachtend miterleben. Wie der junge Gottfried Keller stand er auf Seite des Fortschritts gegen Reaktion und Pfaffentum, aber er bewahrte in seinen Gedichten große Zurückhaltung in Bezug auf die politischen Kämpfe des Landes, das ihm Gastfreiheit gewährte, und richtete seine Blicke fast ausschließlich auf Deutschland. Nur ein Gedicht bezieht sich auf die Schweiz, der jubelnde Gruß an „Die Eidgenossenschaft“:

An den Alpenspitzen zündet
Sich die Freiheit an ihr Licht;
Wie die Alpen fest verbündet
Schließt euch aneinander dicht!
Haupt an Haupt, mit jungen Armen,
Wie die Bäum' im frischen Saft!
Leben sollst du, neu erwarmen,
Alte Eidgenossenschaft!

Fechtet nicht mit rostgen Waffen,
Haut den Spieß aus grünem Holz:
Neues bauen, Neues schaffen,
Das sei euer Ruhm und Stolz!
„Neues Leben aus Ruinen!“
Aus dem Schlummer aufgerafft,
Von des Morgens Glut beschienen,
Gläng', o Eidgenossenschaft!

Ward euch jener Pfeil entwendet,
Jener zweite? — Jetzt ist's Zeit,
Daß ihr ihn vom Bogen sendet:
Edle Schützen, seid bereit!
Daß er durch die Lüfte sause,
Löst ihn aus der langen Haft:
Frei durch alle Gauen brause,
Geist der Eidgenossenschaft!

Kommt, ihr Jungen, kommt, ihr Alten,
Macht ein lustig Feuer an;
Werft hinein, was nimmer halten,
Nimmer grünen, blühen kann!
Und des Scheiterhaufens freue
Sich, was Jugend hat und Kraft!
Leuchtend steig, empor, du neue,
Große Eidgenossenschaft! —

Das Gedicht beweist, daß sich Seeger seit dem Siege der Demokratie in Bern erst recht wohl fühlte. Er hatte sich unterdessen in den Frühjahrsferien des Jahres 1842 in Stuttgart eine Frau geholt, Pauline Zeller, und am 5. August 1842 die Niederlassungsbewilligung für sich und seine Familie erhalten gegen Hinterlegung eines auf sechs Jahre gültigen Heimatscheins vom 9. Mai (Manual des Regierungsrates im Staatsarchiv 90 p. 349). Alles deutete darauf hin, daß er sich in Bern bleibend anzusiedeln gedachte.

In diese Zeit nun fiel der Zusammenstoß Seegers mit Jeremias Gotthelf. Im Jahre 1842 erschien das erste Bändchen der „Bilder und Sagen aus der Schweiz"; darin stand die Sage vom „Ritter von Brandis", die Gotthelf schon in der „Wassernot im Emmental" erzählt hatte. Dem neuen, geson-

derten Abdruck schickte er jetzt folgende Bemerkung voraus:

„Diese Sage und ihre Umrahmung sind der kleinen Schrift entnommen, welche unter dem Titel: Die Wassernot im Emmental, im Jahre 1838 bei Langlois in Burgdorf herauskam.

„Diese Sage nebst einer bedeutenden Anzahl Stellen der genannten Schrift wurden von Herrn Seeger geverset, gereimt und in verschiedene Zeitschriften, namentlich das Morgenblatt, eingerückt. Da aber Herr Seeger nicht angegeben hat, wessen Worte er versete und reimte, so glaubt der Verfasser jener Schrift und Herausgeber dieser Schrift das Recht zu haben, es hier zu sagen, damit er von dem Verdacht freibleibe, als ob er es wäre, der des Herrn Seegers Reime ungereimt dem Publikum auftische."

Die Bemerkung war, wie man sieht, ein durch Hohn verschärfter Vorwurf des Plagiats gegen Seeger.

Im gleichen Jahre gaben A. E. Fröhlich, K. R. Hagenbach und W. Wackernagel zu Basel eine Weihnachtsgabe heraus, deren Ertrag den Hamburgern zu gute kommen sollte, welche durch den großen Brand geschädigt worden waren.

Im Jahre 1843 erschienen zu Zürich und Winterthur im Litterarischen Comptoir Herweghs „Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz", das Aufsehen erregende Buch mit dem herausfordernden Titel, weil die deutsche Zensur nur Bücher über zwanzig Bogen passieren ließ. Außer David Strauß waren auch Ludwig Seeger und sein jüngerer Bruder

Adolf Mitarbeiter. Seeger steuerte einige Gedichte bei, so „Not bricht Eisen" (S. 98), worin er das Sprichwort revolutionär umbiegt in „Eisen bricht die Not"; dann auch „Der Kölner Dom" (S. 253) mit den heftigen Worten:

Jedweder Groschen, jeder Stein,
Den ihr der alten Zeit
Wie ihrem Glaubensdom am Rhein
In blindem Eifer weiht:
Er ist der Zukunft, ihrem Dom,
Dem Freiheitsdom gestohlen! —

Seeger stand mit dieser Auffassung nicht allein. David Strauß vertrat sie ebenfalls in seinen politisch scharfen Xenien „Ein Tierkreis" im gleichen Bande (S. 250—252) unter dem Titel „Skorpion":

Wie? ein so frommes Werk befeindest du? „Lasset die Toten
Ruhen!" Dieses allein nenn' ich ein frommes Gebot.
Leichen herauszuscharren, die doch zu beleben die Kraft fehlt,
Sei es ein griechischer Chor, sei es ein christlicher Dom,
Heiß' ich Hyänengeschäft. Wer, nach dem Gestern verlangend,
Gegen das Heute sich kehrt, wird auch das Gestern entweihn.

Im „Wassermann" wendet sich beiläufig Strauß auch gegen Ludwigs I. Pantheon Walhalla, worin Luther keinen Platz fand.

Noch ein drittes politisches Gedicht Seegers enthält der Band: „Preußisches Fastenmandat" (S. 265). Außerdem steuerte Seeger einen Artikel bei unter dem Titel „Die orientalische Frage der deutsch-evan-

gelischen Kirche" (S. 207—220), worin er Preußen Kryptoanglikanismus vorwirft bei Errichtung des Bistums Jerusalem.

Am wichtigsten aber ist Seegers Recensententätigkeit in den „Einundzwanzig Bogen". Jene Weihnachtsgabe der Basler Hagenbach und Wackernagel behandelt er unter dem Titel „Bettelpoesie" (Seite 293) mit blutigem Hohn. Er geißelt die „litterarische Misere" und nimmt besonders Hagenbachs Verse scharf her. Nachdem er diese „Unpoesie", diesen „litterarischen Schund" heruntergemacht und die politische Dichtung als einzig zeitgemäß erklärt hat, schließt er: „Auch an die Klosterpforten schlägt der Hammer der Zeit, bis sie zerspringen, bis die Gräber ihre Toten wiedergeben. Bis in den Schoß der Alles verschlingenden, Licht und Luft vermaurenden Kirche, bis an die Tore der geistlichen Bastille ist die Kriegshymne des neuen Geistes gedrungen. Machet die Tore auf, oder —".

In einer weiteren Kritik „Politische Afterpoesie" (S. 301) zerpflückte er erbarmungslos die „Zeitgedichte" von Wilhelm Wackernagel und B. Reber.

Die Betroffenen waren begreiflicherweise schlecht erbaut. Hagenbach schrieb an Gotthelf (Vetter: Jeremias Gotthelf und Karl Rudolf Hagenbach, Briefwechsel, Basel 1910, S. 23): „Er geht (wenn Du das Schandbuch, ich meine die 21 Bogen, gesehen hast) mit Dir noch ganz säuberlich um, man sieht, es liegt diesen Leuten dran, Namen von Klang auf ihrer Seite zu haben; während unsere arme Weihnachtsgabe jämmerlich als Bettelpoesie, littera-

rischer Schund 2c. zerzaust wird; sogar der wohltätige Zweck der Herausgabe wird als jesuitisch-pietistische Maske dargestellt, unter der Leute wie unser Eines, ihre gedankenlose Unpoesie einschwärzen wollten 2c."

Die „säuberliche" Behandlung Gotthelfs bezieht sich auf die Anzeige der „Bilder und Sagen" am Schluß der „Einundzwanzig Bogen", worin Seeger sich hauptsächlich gegen den Vorwurf in Gotthelfs Vorbemerkung verteidigt. Seeger beginnt damit, Gotthelf sei jetzt unter die Belletristen gegangen. Belletristik aber sei die „Litteratur des Müßiggangs, des Amusements, die Brocken, die ein schreibfertiger Unterhaltungs-Schriftsteller dem Lesehunger, der Langeweile" hinwerfe. An der „Schwarzen Spinne" findet er denn auch nichts Gutes. Gotthelf habe damit etwas Unnützes, wo nicht gar dem Volke Schädliches geschrieben. Dann wendet er sich zur Verteidigung gegen Gotthelfs Vorwurf, woran ihm offenbar am meisten gelegen ist. Er schreibt:

„Der Freiherr von Brandis ist, wie schon einmal in diesen Blättern, Nr. 63, von mir anerkannt worden ist, ein herrlicher Romanzenstoff. Uebrigens hätte nach der dort gegebenen Erklärung Gotthelf nicht nötig gehabt, noch gehässige Reklamationen gegen den Referenten zu machen, der vor einigen Jahren im Morgenblatt diese Sage gereimt wiedergegeben hat. Die Sache ist zu unbedeutend, und der Ton, in dem diese Reklamation gemacht ist, zu wenig anständig und eines Mannes von so viel Talent und Ruf würdig, als daß darüber Worte zu verlieren wären. Eine poetische Bearbeitung eines von

einem andern gegebenen prosaischen Stoffs ist etwas so Unverfängliches, daß nur eine sehr gereizte Eitelkeit es als ein „Versen" (ein für uns neues Verb), als eine Reimerei bezeichnen kann. Nach Gotthelfs Ansicht hätte z. B. Shakespeare immer in Anmerkungen erklären müssen, daß er den Hamlet aus dem und jenem dänischen, den Romeo aus diesem italienischen, den Cäsar 2c. aus diesem griechischen und römischen Autor entlehnt habe. Jede deutsche Romanze müßte nachweisen, welcher tote oder lebende Autor den Stoff dazu geliefert. Kurz, diese Anmerkung hätte füglich wegbleiben können, ohne daß Gotthelfs Autorruf darunter gelitten, oder der des Angegriffenen unverdienter Weise gewonnen hätte. Jedenfalls aber wäre dann unser Autor nicht in den Verdacht geraten, daß er nicht wisse, was in der litterarischen Republik Brauch und guter Ton ist. — So viel in eigner Sache. — Wiederholt und angelegentlich empfehlen wir unsern Lesern die Lektüre des „Ritters von Brandis" von Gotthelf: und sollte je Einem derselben die poetische Bearbeitung davon aufstoßen, so soll es mir lieb sein, das Urteil der Einsichtigen über das Verhältnis beider Darstellungen zu einander zu vernehmen, ein Urteil, das, wie man mir schmeicheln will, von dem des H. Gotthelf bedeutend abweichen würde. — Indessen sei die Sache abgetan. Gotthelfs Verdienst zu schmälern oder gar mir zuzueignen, ist mir nie eingefallen, und die Recension seines Uli mag dafür zeugen, wenn es irgend noch eines Zeugnisses bedarf. — Aber nicht unterdrücken können wir die Bemerkung, daß wir unser Urteil, Gotthelf sei auf

belletristischem Wege, durch jene Note nur bestätigt sahen. Wer mit Belletristen umgegangen, oder wem in seiner Entwickelung der Durchgang durch das belletristische Element nicht erspart worden ist, der kennt diese kleinlichen Neckereien, diese Gereiztheit, diese Eitelkeit, dieses ängstliche Bemühen um den Ruhm der Originalität, wie es bei dieser Klasse von Autoren sich findet. Wer sich bewußt ist, nur aus der Fülle seines Herzens heraus und für das Wohl des Ganzen, des Volkes, zu schreiben, der fragt nicht mehr darnach, ob sein Name mit mehr oder weniger Eklat in der Lesewelt genannt wird. Was ist auch all dieser Puff, den so ein Belletrist macht oder von sich machen läßt? Eine Rakete, die kaum aufgestiegen sich wieder umbiegt und in blasse Leuchtkügelchen zerfliegt.

„Wir achten das Talent Gotthelfs viel zu sehr, als daß wir ihm ein ähnliches Prognostikon stellen möchten. Aber wir warnen ihn als einen Mitstrebenden vor den vielfachen Versuchungen, an denen es wohlrednerische Freunde, spekulationssüchtige Buchhändler und andere gefährliche Nachbarn bei einem aufstrebenden Talente nie fehlen lassen. Diese belletristischen Illustrationen werden alle samt und sonders in kurzem als das erkannt werden, was sie sind, und die brillanten Namen, die sich die Miene geben, nur ihr Volk verherrlichen zu wollen, werden auslöschen gleich einem Lichte, das von dem Hauch einer größeren Zeit ausgeblasen, nur stinkenden Rauch zurückläßt. — Bei der geringen Anzahl von Schriftstellern aber, die die Schweiz zählt, wäre es doppelt zu bedauern, wenn einer

ihrer Begabtesten auf den gleichen schlimmen Wegen wie gewisse Schriftsteller von Profession ertappt würde, fremde Schriftsteller noch dazu, die sich doch sonst, in Bausch und Bogen genommen, eines so humanen Abscheus von ihm zu erfreuen haben. — Ueber den Fortgang des Unternehmens wird seiner Zeit wieder berichtet werden. Wir scheiden von unserm Jeremias ohne Groll, auf freundlicheres Wiedersehen! L. S."

Die lange Erwiderung Seegers auf Gotthelfs kurze Bemerkung zeigt, wie tief er verletzt war. Er kann mit der Sache nicht fertig werden, sondern kommt immer wieder darauf zurück, und man merkt deutlich, wie in ihm die Anerkennung von Gotthelfs Talent mit dem Zorn über den Angriff streitet.

Gotthelf aber war durch die Erklärung keineswegs befriedigt oder versöhnt. Er antwortete auf jenen Brief Hagenbachs am 29. September 1843 (a. a. O. S. 27): „Fürchterlich wäre der anmaßliche Seeger zu züchtigen, welcher die Weihnachtsgabe so bübisch hechelt.

„Pag. 300 donnert er wie Hecktor ans Griechenlager, wie Richard an die Thore von Akre mit grimmigen Worten an die Bastille der Kirche, schreit: macht die Thore auf oder — L. S. Nun stelle man sich den Ludwig Seeger [vor], ein klein dünn rothhaarig Männchen, ein Lehrer des Griechischen an der Real-Schule in Bern, das vor den ehrlichen Burgern seinen Katzenbuckel zu machen weiß, wie der vor den Thoren steht, sein Fäustchen aufhebt, schreit: Machet auf oder ich Ludwig See-

ger ich! Quos ego! Das Ding wäre ächt komisch aber auch bezeichnend, und wenn ich ein Blatt wüßte, wo man es aufnehmen würde, ich hätte die Ohrfeige längst flädern lassen. Aber wir Schweizer sind arme Tröpfe und zu träge und absonderlich, um ein eigen Blatt zu haben, wo wir uns breit machen und verteidigen können. Darin sind die Deutschen pfiffiger und das litt. Comptoir in Zürich bietet ihnen die Hand, wie keine Schweiz. Buchhandlung nur von Ferne es täte. Es ist ein Elend und mich nimmt Wunder, ob wir immerdar in Quinta verharren wollen, wo es noch brav Prügel gibt."

Der leidenschaftlichste Zorn und Haß spricht aus Gotthelfs Worten. Von seinem eigenen Streite mit Seeger sagt er freilich nichts, sondern er knüpft nur an die Recension der Weihnachtsgabe an. Aber es ist zweifellos, daß er die „Anmaßlichkeit" Seegers auch in dem, was ihn selbst betrifft, zu züchtigen wünschte. Die Worte stehen zwar in einem Briefe, was nicht übersehen werden darf. Aber viel glimpflicher pflegte Gotthelf seine Gegner auch in gedruckten Büchern nicht zu behandeln. Man erinnere sich nur, wie er später in „Zeitgeist und Bernergeist" gegen Stämpfli und dessen Gesinnungsgenossen donnerte. Daß er seine Drohung gegen Seeger irgendwo verwirklicht habe, kann ich nicht finden. Die Gerechtigkeit erfordert es, dem Bilde von Seegers Persönlichkeit, das der Haß Gotthelf eingegeben hat, zum Ausgleich ein anderes gegenüberzustellen, das Seegers Biograph Hermann Fischer von dem Manne gibt. „Ein Leben voll unermüdlicher Arbeit und stahlharter Tatkraft, wie sie nur bei einer kern-

festen leiblichen und geistigen Gesundheit möglich war", rühmt er ihm nach. „Man glaubt, in den politischen Streitgedichten etwas von der Physis des Mannes zu finden, der ein nie ermattender Wanderer und Turner gewesen ist. Er schlägt drein, daß es eine Art hat, aber er lacht dazu, und sein Lachen ist kein sardonisches, sondern kommt aus einer gesunden, breiten Brust." Eine „volle, saftige Mannesnatur" sei er gewesen. Das klingt allerdings anders als Gotthelfs Schilderung. Woher aber kam Gotthelfs wütender Haß? Die Kleinigkeit mit dem „Ritter von Brandis" genügt zur Erklärung ebensowenig wie die Recension der Basler Weihnachtsgabe. Der Grund liegt tiefer. Der Haß entspringt dem völligen Gegensatz der beiden streitbaren Naturen. Seeger als Deutscher, als Demokrat, als abtrünniger Theologe und religiösfreisinniger Mann gehörte gerade zu den Menschen, die dem konservativen Berner, dem Pfarrer von festem und starrem Glauben aufs innigste verhaßt waren. In politischer Neuerungssucht und religiöser Freigeisterei sah Gotthelf den verderblichen Zeitgeist, der den guten alten Bernergeist zu verdrängen suchte. Mit der Abneigung des Altberners gegen alles Fremde erblickte er in solchen Söhnen der Zeit zugleich charakterlose Menschen, denen er die schlechtesten Absichten zutraute. Sein Haß konnte ungerecht sein, aber er war ehrlich. Duldung und Vermittlung kannte seine knorrige Natur nicht. Ein „freundlicheres Wiedersehen" gab es also nicht. Daß aber nicht alle Berner Gotthelfs Abneigung teilten, zeigt Dranmors liebevolles Gedenken, und neben

vielen andern Männern der fortschrittlichen Richtung hat auch Bundesrat Schenk nach Widmanns Zeugnis dem Dichter stets eine achtungsvolle Erinnerung bewahrt.

Seeger blieb in Bern und in seinem Amt. Eine Schilderung der Schweiz in Briefform, die 1844 in Stuttgart ohne Namen erschien, wird ihm zugeschrieben. Ja, mit dem Siege der radikalen Partei im Jahre 1846 schien er fester zu wurzeln als je. Er erhielt am 11. September 1846 an der Hochschule die Venia docendi für deutsche Sprache und Litteratur (Haag: Sturm- und Drangperiode der bernischen Hochschule, S. 222, einzige Notiz über Seeger) und im Februar 1847 noch für Aesthetik. Seine Vorlesungen erstreckten sich auf Sophokles, Aristophanes, Demosthenes, deutsche Litteraturgeschichte, Aesthetik, Goethes Faust und das Nibelungenlied.

Nach der Februarrevolution von 1848, als auch in Deutschland die freiheitliche Bewegung wieder begann, zog es Seeger nach der Heimat zurück. Er hoffte, durch Vermittlung Gustav Schwabs oder seines Bruders Adolf Seeger ein öffentliches Lehramt zu bekommen. Im Mai verließ er Bern und kündigte in dem Gedicht „Rückkehr aus der Schweiz" seine Absicht an. Zugleich aber sprach er dem Lande, dessen Gastfreundschaft er so lange genossen hatte, seinen Dank aus:

Der Freiheit Hauch hat mich entführt,
Und folgen mußt' ich ihrem Stern!
Ein Dutzend Jahre war ich fern,
Und Heimweh hab' ich nie gespürt.

Hoch von der Alpenrosenfluh
Sandt' ich der Heimat manchen Gruß.

Jetzt aber brennt mir unterm Fuß
Der Boden, fort, der Heimat zu!
Ein Dutzend Jahre blieb ich aus,
Vergaß, was mich daheim betrübt,
Schlagfertig komm' ich, kampfgeübt
Und frischen Mutes jetzt nach Haus. —

Seegers spätere Schicksale seien noch mit einigen Worten berührt. Ein Lehramt fand er nicht. Er war Redaktor der „Schnellpost" in Ulm und mußte einmal auf dem Hohenasperg, der durch Schubart berühmt geworden ist, wegen Majestätsbeleidigung sechs Wochen Festungshaft verbüßen. Später lebte er in Stuttgart als freier Literat und tätiger Politiker. Von größeren Uebersetzungswerken ist noch zu nennen die Uebertragung Victor Hugo's (1860). Mit einer Uebersetzung Shakespeares war er beschäftigt, als ihn am 22. März 1864 der Typhus in kräftigem Mannesalter dahinraffte.

Unter der deutschen Kolonie in Bern zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war Seeger jedenfalls eine der bedeutendsten Erscheinungen. Da er seine besten und fruchtbarsten Lebensjahre hier verlebte, verdient er es wohl, daß seine Erinnerung in Bern aufgefrischt wird. Der Mißklang in seinem Zusammenstoß mit Gotthelf wird reichlich ausgeglichen durch das schöne Denkmal in Dranmors Dichtungen.

Litteratur über Wilhelm Seeger: Allgemeine d. Biographie 33, 573. (H. Fischer.) Hermann Fischer: Deutsche Rundschau 1910. — Ebenderselbe: Beiträge zur Litteraturgeschichte Schwabens, Tübingen 1899, S. 170—216. Einleitung zu Seegers Aristophanes-Uebersetzung in Cottas Weltlitteratur.